

Zitierhinweis

Dorfbauer, Lukas J.: Rezension über: Evina Steinová, Notam superponere studui. The Use of Annotation Symbols in the Early Middle Ages, Turnhout: Brepols, 2019, in: Mittellateinisches Jahrbuch, 55 (2020), 2, S. 356-360, DOI: <https://doi.org/10.36191/mjb/2020-55-2-18>, heruntergeladen über Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Evina Steinová, *Notam superponere studui*. The Use of Annotation Symbols in the Early Middle Ages (Bibliologia. Elementa ad librorum studia pertinentia 52), Turnhout 2019 (Brepols), 301 S.

Das vorliegende Buch ist hervorgegangen aus der Utrechter Dissertation (2016) von Evina Steinová, die sich in den vergangenen Jahren bereits durch mehrere einschlägige Publikationen zur Annotationspraxis in lateinischen Handschriften von der Spätantike bis zur Karolingerzeit einen Namen gemacht hat. Hier legt sie die erste umfassende und systematische Studie zu dem Phänomen überhaupt vor.

Als besonders wertvoll erweist sich dabei (das sei gleich zu Beginn festgehalten), dass St. gleichermaßen die antike und frühmittelalterliche Theorie wie auch die Praxis des Annotierens in den Blick nimmt, also sowohl die uns meist in bloßer Listenform erhaltenen Abhandlungen über Symbole berücksichtigt, welche sich im Kern teilweise bis auf hellenistische Tradition zurückführen lassen, als auch die in den spätantiken und mittelalterlichen Codices tatsächlich vorhandenen Zeichen. Wie St. immer wieder zurecht betont, klaffen Theorie und Praxis des Annotationswesens oft weit auseinander, indem etwa manche in den Abhandlungen genannten Symbole in den Handschriften kaum oder gar nicht vorkommen, eine abweichende oder zumindest keine allgemein gültige Bedeutung haben usw. In der Vergangenheit wurde bisweilen das Zeugnis einzelner Abhandlungen überbetont, ohne der sich in den Codices manifestierenden Praxis ausreichend Beachtung zu schenken, was zu einer verzerrten Einschätzung der von spätantiken und mittelalterlichen Gelehrten geleisteten ›textkritischen‹ Arbeit an Werken der lateinischen Literatur geführt haben dürfte. St.s Buch kann hier einen wichtigen Anstoß geben, alte Thesen neu zu prüfen und gegebenenfalls zu revidieren.

Nach einem Einführungsteil (15–26) diskutiert das erste Großkapitel (›The use of annotation symbols in Antiquity‹, 27–56) den Gebrauch von Annotationssymbolen in der Antike, wobei dem griechischen Bereich und dem dort eminent wichtigen Medium der Papyri gebührender Raum gegeben wird, der Schwerpunkt mit Blick auf die Zielsetzung des Buches aber im Lateinischen liegt. Während der Gebrauch von Annotationssymbolen durch hellenistische Gelehrte zur textkritischen Arbeit und zur Erstellung von ›Editionen‹ einzelner griechischer Autoren gut bezeugt ist und sich auch im erhaltenen Material teilweise nachvollziehen lässt (mag das Phänomen auch in der modernen Forschung manchmal überbetont werden; vgl. zu den Relationen S. 35, insbesondere: »only thirty-two of over 1500 surviving papyri of Homer contain critical signs, and of these only seven contain critical signs other than the two most common, the διπλῆ and ὀβελός«), stellt sich die Situation im lateinischen Bereich, jedenfalls was das erhaltene Material angeht, völlig anders dar (vgl. 39:

»We possess no late antique Latin manuscripts containing critical signs, though at least some could be expected in the manuscripts of Virgil, Plautus, and other notable authors«). St. erwähnt die Arbeiten von Gelehrten wie Günther Jachmann oder Christian Gnilka nicht, die scharfsinnig aus bestimmten Störungen in der handschriftlichen Tradition einzelner lateinischer Autoren auf verlorene kritisch annotierte Archetypen aus klassischer und spätantiker Zeit geschlossen haben (vgl. aber 39, Anm. 83 und 48, Anm. 132): Diese Frage sollte, wie oben gesagt, neu – und möglichst unvoreingenommen – diskutiert werden. St. konzentriert sich vielmehr auf das, was erhalten oder zumindest eindeutig bezeugt ist, wie etwa die Arbeit am Bibeltext mit Hilfe von kritischen Zeichen durch Origenes und Hieronymus oder die Nutzbarmachung von Annotationssymbolen für die Psalterexegese durch Cassiodor, und sie versucht außerdem, verschiedene Gruppen von antiken Nutzern derartiger Zeichen herauszuarbeiten.

Das zweite Kapitel (»The 21-sign treatise: inherited classical *doxa* in the early medieval Latin West«, 57–82) bietet im Wesentlichen ein Stück Quellenforschung: Aus verschiedenen Texten, die einzeln oder eingearbeitet in Sammelwerke wie Isidors *Etymologiae* überliefert sind, lässt sich die wohl prominenteste Abhandlung über kritische Zeichen des lateinischen Westens, von St. als »21-sign treatise« bezeichnet, in groben Zügen rekonstruieren (die Darstellung ist zu ergänzen um ihren gesondert publizierten Aufsatz »The List of *Notae* in the *Liber Glossarum*«, JML 26, 2016, 315–362). Zwar handelt es sich bei allen Formen, in denen uns der »21-sign treatise« greifbar ist, um frühmittelalterliche Überarbeitungen, doch zeichnen sich mehr oder weniger deutlich vier unterschiedliche Kompilationsschichten ab, deren älteste noch über die römische Kaiserzeit bis zur Gelehrtentradition des Hellenismus zurückweist. Die Frage, was genau man aus den uns vorliegenden Versionen über die tatsächliche Annotationspraxis der Antike ableiten kann (bzw. für welchen Zeitraum und welchen kulturellen Hintergrund diese Schlüsse Gültigkeit haben), wird seit langem diskutiert und kann wohl nie endgültig beantwortet werden. Bezweifeln würde ich jedenfalls die Aussage »the texts that survived were perceived as pragmatically useful by those who copied them« (72), weil mir die Berührungen des »21-sign treatise« mit dem Annotationswesen, wie es uns in erhaltenen lateinischen Handschriften des Frühmittelalters entgegentritt, gering erscheinen; viel mehr dürfte diese Texte gerettet haben, dass sie äußerst kurz und üblicherweise in größere Zusammenhänge eingebettet waren, also mehr oder weniger beiläufig mitkopiert wurden (vgl. ib.: »short and obscure texts are more likely to survive in clusters«).

Das dritte Kapitel (»Transmission of other *doxa* with ancient roots in the Early Middle Ages«, 83–98) behandelt eine Reihe von weniger prominenten Abhandlungen über Annotationssymbole, die im Kern auf die Antike bzw. die Spätantike zurückgehen, uns aber nur in mittelalterlichen Codices überliefert sind.

St. diskutiert hier viele Texte und deren mögliche Verbindungen, und sie bezieht erneut den griechischen Bereich fruchtbar in die Darstellung ein. Es zeigt sich abermals, dass das erhaltene Material in der Regel kurz und als Teil von größeren Zusammenstellungen tradiert ist; der Grad an Überarbeitung, den das antike Gut erfahren hat, lässt sich nicht in allen Fällen sicher angeben. Vor allem aber gilt auch hier: »the sign treatises ... do not draw on early medieval *praxis* and in some cases it is even questionable whether they reflect a *praxis* at all« (97).

Das vierte Kapitel (»The revival of scholarly sign use in the Carolingian period«, 99–126) widmet sich dem Annotationswesen der Karolingerzeit, das – nach einer in den Handschriften zu konstatierenden Stagnation im Frühmittelalter – neuen Aufschwung nahm. Wie zu erwarten, konzentrierten sich die Bemühungen in Anknüpfung an Hieronymus und Cassiodor in erster Linie auf den Bibeltext, und hier v. a. auf den Psalter. Vereinzelt wurden Annotationssymbole aber auch bei der Arbeit an anderen Texten benutzt, welche in ihrem jeweiligen Sachgebiet als Fundamente karolingischer Kultur gelten dürfen: u. a. die Benediktsregel, Isidors *Etymologiae* oder das *Sacramentarium Gregorianum-Hadrianum*. Dies alles ist beachtlich, aber wenn zuvor ein »revival of Origenian textual criticism in the Carolingian period« (45) behauptet wurde, so stellt sich das angesichts des tatsächlich Geleisteten als krasse Übertreibung dar. Sehr wichtig ist das Phänomen, dass einzelne der alten Annotationssymbole von bestimmten karolingischen Gelehrten nicht zur formalen, sondern zur dogmatischen Markierung von Texten genutzt wurden, indem man orthodoxe und häretische Inhalte kennzeichnete (für spätantike Vorläufer vgl. 51–53).

Das fünfte Kapitel (»Annotation symbols in the Carolingian classroom«, 127–154) möchte nachweisen, dass das in Isidors *Etymologiae* enthaltene Kapitel über Annotationssymbole (1,21 *De notis sententiarum*), welches auf dem »21-sign treatise« beruht, im karolingischen Unterricht der Kloster- und Kathedralschulen systematisch vermittelt wurde. Das Material, das St. zur Fundamentierung dieser These zusammenträgt und ausführlich behandelt, ist interessant (insbesondere die bisher kaum erforschten Glossen, welche nicht zuletzt bei der Bestimmung von Handschriftenverwandtschaften nützlich sein können), hat mich aber insgesamt nicht überzeugt. Die Rezeption gerade des ersten Buches der *Etymologiae* (*De grammatica*) im Schulbetrieb der Karolingerzeit war zweifellos breit und bedeutend, aber doch kaum primär bedingt durch das darin enthaltene Kapitel über kritische Zeichen.

Das sechste Kapitel (»Signs used by Western scribes from Late Antiquity until the ninth century«, 155–193) bietet in seinem ersten Teil wertvolle Diskussionen einiger der am häufigsten in Handschriften anzutreffenden Symbole, nämlich von Auslassungszeichen, Zitatzeichen, Korrekturzeichen, Hervorhebungszeichen, Textgliederungszeichen und Exzerpierzeichen. Ergänzen möchte ich hier, dass der Gebrauch der Auslassungszeichen *hd* im Text und *hp* am

Seitenrand oft auf einen italienischen Hintergrund schließen lässt, wie bereits E. A. Lowe und Bernhard Bischoff angemerkt haben; dass die aus der Diple hervorgegangenen Zitatzeichen *S* bzw. *SS* ab einem gewissen Zeitpunkt wohl als Kürzel für *scriptura* bzw. *sacra scriptura* angesehen wurden; und dass wir inzwischen auch die von Sedulius Scottus gebrauchten Exzerpierzichen kennen und somit in der Lage sind, von ihm benutzte Handschriften zu identifizieren (vgl. dazu meinen im *Hermes* 148, 2020 erscheinenden Aufsatz zur Überlieferung der *Historia Augusta*). Der zweite Teil des sechsten Kapitels stellt anhand eines Korpus von 152 Codices, vor allem aus Freising und Regensburg, die Annotationsgewohnheiten von Schreibern aus dem bayerischen Raum des 8. und 9. Jahrhunderts dar und wertet diese statistisch aus; die dazugehörigen Abbildungen finden sich getrennt als Appendix 3 des Buches (247–273).

Auf eine kurze Gesamtzusammenfassung (195–200) folgen zwei sehr nützliche Appendices: Zuerst (201–224) ein Register aller in dem Buch erwähneter Symbole mit entsprechenden Abbildungen und Basisinformationen (aber leider ohne Seitenverweise auf den Hauptteil) sowie eine Tabelle zur Auffindung der gesuchten Zeichen; danach (225–246) ein Editionsteil, welcher 17 lateinische Abhandlungen über Annotationssymbole aus Handschriften vom 8. bis zum 15. Jahrhundert umfasst (leider ebenfalls ohne Seitenverweise auf den Hauptteil). Nach der bereits oben erwähnten Appendix 3 schließt das Buch mit einer reichhaltigen Bibliographie (275–290) sowie mit mehreren Indices, u. a. zu den zitierten Codices (291–301).

Bei einem Buch, das einen inhaltlich derart breiten Bereich behandelt, können vereinzelte Sachfehler kaum ausbleiben. So beruht etwa die mehrmals wiederholte Behauptung, Tyconius habe einen Kommentar zur Apostelgeschichte verfasst (51; 72, Anm. 58; 208), auf einem Missverständnis von Cassiodor inst. 1,9,3: Dort bezieht sich *in eodem* auf die Apokalypse, von der zuvor die Rede ist, und tatsächlich wissen wir allein von einem Apokalypse-Kommentar des Tyconius. Die Identifikation des *Psalterium Romanum* mit der frühesten Psalter-Übersetzung des Hieronymus (100) wird heute kaum noch vertreten. Auf S. 129, Anm. 7 »Dionysius Thrax is the author of the only surviving ancient *ars grammatica*« vermute ich in ›only‹ einen unglücklichen Flüchtigkeitsfehler für ›oldest‹.

Der Editionsteil ist in mehrfacher Hinsicht problematisch. Er erhebt den Anspruch, »critical editions« der in mehreren Zeugen überlieferten Texte zu bieten (225), doch wird in der Praxis der Wortlaut einer ausgewählten Leithandschrift ebenso wie deren Layout weitgehend ohne größere Eingriffe beibehalten. Das ist bei dieser besonderen Art von Texten nicht *per se* zu kritisieren, führt aber im Einzelfall zu Widersprüchen zum Hauptteil, etwa wenn man in der Edition die Namen »Hennius«, »Lucius« und »Haelius« liest (226), im Hauptteil aber im Anschluss an die gelehrte *communis opinio* wie selbstverständlich von Ennius, Lucilius und Aelius Stilo die Rede ist (36). Im selben Text ist schwer verständlich, warum l. 6–7 das singular überlieferte *diple superobelata* gegen gleichfalls tradiertes *diple superne obelata* im Haupttext erscheint, wo die Codices doch l. 39, auf diese Stelle bezugnehmend, einhellig *diple superne obelata* lesen und zudem auch l. 7 von *recta et aversa superne obelata* die Rede ist. S. 244, nr. 15, l. 1/23

ist für überliefertes *actores/actoribus* zwingend *auctores/auctoribus* zu konjizieren, l. 29 *usi* für *ubi*, falls hier nicht bloße Tippfehler vorliegen. Als störend habe ich empfunden, dass zwei wichtige und im Hauptteil immer wieder herangezogene Texte über Annotationssymbole, nämlich Kapitel 1, 21 von Isidors *Etymologiae* (*De notis sententiarum*) sowie die Einleitung zu Cassiodors Psalmenkommentar, nicht in den Editionsteil aufgenommen wurden.

An Tippfehlern ist mir aufgefallen 91 »Liber Arts«, 115 »textaul«, 203 »antiambda«; 240, nr. 13, l. 6 ›volunataate‹; 292 ›20‹ statt ›2°‹ (zweimal bei Erfurter Handschriften). In der Tabelle S. 224 wird unter 3ad) auf das Stichwort ›snake‹ verwiesen, aber im Register fehlt der entsprechende Eintrag (220). Der kritische Apparat auf S. 238 erscheint am rechten Rand abgeschnitten.

Die geäußerte Detailkritik soll nicht den Blick auf die Qualität von St.s Buch als Ganzes verstellen. Es gründet auf jahrelangem, genauem Studium eines beachtlichen Korpus an Handschriften, bietet eine Fülle an wertvollen Informationen und stellt einen willkommenen Überblick über ein in seiner Gesamtheit bisher zu wenig beachtetes Phänomen antiker und frühmittelalterlicher Textkultur dar. Somit wird es sowohl als Nachschlage- und Referenzwerk von Nutzen sein als auch – so darf man hoffen – Anstoß geben zu weiteren Forschungen auf unterschiedlichen Themengebieten, welche mit der Handschriftenannotation in Verbindung stehen.

Lukas J. Dorfbauer

Marjorie Curry Woods, *Weeping for Dido: The Classics in the Medieval Classroom* (E. H. Gombrich lecture series), Princeton 2019 (Princeton University Press), XXI + 176 S.

In her splendid new monograph, ›Weeping for Dido‹, Marjorie Curry Woods again demonstrates that she is one of the leading scholars in the field of medieval Latin commentaries on classical texts. The book is engagingly written, well-researched and thoroughly documented, and free of unnecessary verbiage and jargon. All the Latin has been scrupulously translated into English, rendering the book accessible to a much wider audience. As a scholar who has engaged with the primary evidence, I would like to stress in the opening to this review that W. is a supremely competent palaeographer, showing mastery over a wide range of quite difficult hands and scripts (from Gothic textualis to crabbed, virtually illegible cursive). I checked her transcriptions against the plates provided and could find only one transcription error, a very high rate of accuracy. Lurking behind the 152 pages of mellifluous prose is no doubt a trove of binders holding transcriptions of otherwise unexamined manuscripts and representing thousands of hours of work in libraries. ›Weeping for Dido‹ brings to the fore a rich collection of texts on canonical classical authors (Vir-